

(Nachdruck verboten.)

80]

Die Arena.

Roman von Vicente Blasco Ibañez.

Autorisierte Uebersetzung von Julio Droua.

Dieser Befehl, im Namen des Nationaltheaters, wurde schneller befolgt als eine behördliche Verfügung: die Häuser blieben im Dunkeln und ihr weißer Anstrich mischte sich mit der düsteren Masse der Bäume; die Menge der Zuschauer versammelte sich schweigend und unsichtbar hinter Gittern und Holz- oder Drahtgeländern, ohne sich zu regen, wie Leute, die etwas Außergewöhnliches gewärtigen. Auf den Wegen längs des Flusses verlöschten nach und nach die Gaslaternen in dem Maße, als der Ausrufer vorrückte und die baldige Ankunft der Stiere anmeldete.

Alles verharrte in Schweigen. Oben über den Baumkronen funkelten die Sterne im dunklen Blau des Weltraums, unten, dicht über dem Erdboden, verspürte man eine leichte, verworrene Bewegung, wie verhaltenes Summen, wie wenn Schwärme von Insekten sich in der Luft bewegten. Den Wartenden wurde die Zeit lang, bis endlich aus der Ferne die tiefen Töne der Ruhglocken die kühle Stille der Nacht unterbrachen. Sie kommen; sie sind schon nahe!

Immer lauter wurde das Getöse der Herdenglocken, das von einem wirren Getrappel begleitet war, unter welchem der Erdboden bebte. Voran kamen in gestrecktem Galopp und mit gefenkten Lanzen einige Reiter, die in der Dunkelheit Riesen glichen. Es waren die Hirten. Als dann folgte ein anderer Trupp berittener Lanzenreiter, die diesen Sport aus Liebhaberei betrieben, unter ihnen galoppierte auch Donna Sol.

Wild gellen die Glocken. Die mit offenem Maul in der Dunkelheit harrenden Zuschauer bekamen einige Staubwolken zu schlucken, und wie ein erschreckendes Traumbild wälzte sich die wilde Herde heran, formlose Ungeheuer der Nacht, die schwerfällig und leicht zugleich dahintrabten, gleichzeitig erschreckt und gereizt durch die Hurufe der Treiber, die ihnen zu Fuße folgten, und durch die Hufschläge der den Trupp beschließenden Pferde, deren Reiter ihnen mit den Lanzen zuflüchteten.

Das Vorbeiziehen dieses mächtigen, lärmenden Haufens dauerte nur einen Augenblick, und dann blieb nichts mehr zu sehen übrig. Die nach langem Warten von dem flüchtigen Schauspiel befriedigte Menge kam hinter ihren Verstehen hervor, und viele Enthusiasten sprangen der Herde nach, in der Hoffnung, sie in die Ställe einrücken zu sehen.

In der Nähe des Zirkus angelangt, traten die Reiter beiseite und ließen die Bahn frei für die Bestien, die, gewöhnt, den zahmen Stieren zu folgen, einander schiebend und drängend in den eingezäunten Gang eindringen, der zu den Ställen führte. Die Amateur-Lanzenreiter wünschten sich zu dem gelungenen Eintreiben Glück. Die Stiere waren „gut umwickelt“ angekommen, ohne daß auch nur einer aus dem Haufen abgeschwenkt, und das Eingreifen der bewaffneten Begleiter nötig geworden wäre. Die Tiere waren von ausgezeichnete Masse, die besten aus der Züchtereier des Marquis. Wenn am folgenden Tag die Stiersechter, die auf sie gesetzten Hoffnungen erfüllten, werde man große Dinge erleben. Und in der Erwartung eines schönen Schauspiels zogen sich Reiter und Fußgänger zurück. Eine Stunde später lag die Umgebung des Zirkus vollständig vereinsamt da, und das Gebäude verschwand in der Dunkelheit, in seinem Innern die wilden Tiere bergend, die ruhig in ihren Ställen sich dem letzten Schlaf in ihrem Leben hingaben.

Am folgenden Morgen stand Gallardo früh auf. Er hatte schlecht geschlafen, und schwere Träume hatten ihn in seiner Ruhe gestört.

Man möge ihm nur mit Kämpfen in Sevilla vom Leibe bleiben! In anderen Ortschaften lebte er wie ein Junggeselle und vergaß zeitweilig die Familie; seine Hotelwohnung war ihm fremd und erinnerte ihn an nichts, weil nichts darin sein eigen war. Aber der Gedanke, das Kostüm in seinem eigenen Schlafzimmer, wo er auf Stühlen und Tischen Andenken an Carmen vorfind, anzuziehen, aus dem Hause, das er errichtet hatte und das das Liebste seines Lebens ein-

schloß, der Gefahr entgegenziehen zu müssen, das brachte ihn aus der Fassung und erfüllte ihn mit düstern Besorgnissen, als ob er zum ersten Male einen Stier niederzustrecken hätte. Außerdem fürchtete er seine Landsleute, deren Meinung wichtiger für ihn war als der Beifall des übrigen Spaniens. O, der schreckliche Augenblick des Fortgehens, wenn er, vom Garabato glanzvoll angekleidet, über den stillen Hof schreiten würde! Die kleinen Keffen, angelockt durch den funkelnden Schmutz seines Kleides, würden es betasten und sich nicht zu reden getrauen. Seine bärtige Schwester würde ihn küssen mit einer Geberde des Schreckens, als ob er zum Tode ginge. Mütterchen würde sich in die innersten dunkelsten Zimmer verkriechen. Nein, sie würde ihn nicht sehen wollen, sie würde sich krank fühlen. Carmen würde sich stellen, als sei sie gute Dinge, um ihm den Mut zu benehmen, aber ihre Blässe, ihre bläulichen Rippen und eingefallenen Augen würden sie Lügen strafen, und wenn sie ihn erst im Vorhof sieht, wird sie plötzlich das Taschentuch an die Augen pressen, vor Angst am ganzen Körper zittern, und seine Schwester wird sie in den Armen halten müssen, damit sie nicht zu Boden falle.

Es war so, daß selbst ein Ritter ohne Furcht und Tadel hätte Angst bekommen können.

„Den Teufel auch! . . . Zatoohl!“ sagte Gallardo, nicht für alles Gold in der Welt würde einer in Sevilla auftreten, wäre es nicht, um die Landsleute zufriedener zu stellen, damit die unverschämten Kerle nicht behaupten, man fürchte sein eigenes Publikum.

Nachdem der Stiersechter aufgestanden war, lief er, eine Zigarette im Munde, im Hause herum, um die Müdigkeit von sich abzuschütteln und zu probieren, ob seine nervigen Arme ihre Gelenkigkeit bewahrt hatten. In der Küche nahm er einen Schluck Branntwein und sah, wie sich sein trotz der Jahre und des Körperumfanges immer geschäftiges Mütterlein am Herde zu schaffen machte, mit hausfraulicher Vorsorge die Mägde anwies und ihre Vorkehrungen traf, daß alles im Hause in guter Ordnung stand.

Gallardo ging in den kühlen und hellen Patio hinaus. Die Vögel zwitscherten in der Stille des Morgens und hüpfeten in ihren vergoldeten Käfigen herum. Ein sonniger Lichtstrom fiel von oben auf die Marmorplatten herab in der Form eines goldenen Dreiecks, dessen Grundlinie den grünen Blattkranz des Springbrunnens und das Wasser im Becken einschloß, auf dem die kleinen runden Mäuler der Goldfische Blasen aufsprudelten.

Der Stiersechter bemerkte eine schwarzgekleidete Frau, die neben einem Kübel Wasser fast ganz am Boden lag und mit einem Lappen die Marmorplatten scheuerte. Die Frau erhob den Kopf.

„Guten Tag, Sennor Juan“, sagte sie mit der liebevollen Vertraulichkeit, die der Volksheld einflößte.

Und bewundernd heftete sie den Blick ihres einen Auges auf ihn. Das andere Auge schien unter einer Anhäufung von Hautfalten verloren, deren Mittelpunkt die schwarzliche, eingefallene Augenhöhle war, vergleichbar einem erloschenen Krater.

Sennor Juan gab keine Antwort. In nervöser Erregtheit eilte er nach der Küche zurück und rief die Sennora Angustias. „Aber Mütterchen, zum Teufel noch 'mal, wer ist diese Frau, diese ekelige Einäugige, die den Patio scheuert?“

„Wer soll es sein, Junge! . . . Eine arme Frau. Die Aushilfe ist krank geworden, und da habe ich jene Unglückliche rufen lassen, die einen Haufen Kinder hat.“

Der Stiersechter war unruhig, und seine Miene drückte Angst und Furcht aus. Die verdammte Weibsperson Stiersecht in Sevilla, und zu allem war das erste menschliche Wesen, das er jetzt antraf. . . eine Einäugige! Da hörte doch alles auf! Ihm allein konnte so etwas passieren. Eine schlimmere Vorbedeutung konnte es nicht geben. Ob man wohl im eigenen Haus seinen Tod wünschte? . . .

Das arme Mütterchen war von den düsteren Vorbedeutungen und vom heftigen Vergern des Stierkämpfers wie zu Boden geschlagen und versuchte sich zu rechtfertigen. Wie konnte sie daran denken! Es war eine arme Frau, die eine Peseta für ihre Kleinen verdienen sollte. Man müsse ein weiches Herz haben und Gott danken, der sich ihrer angenommen und sie aus ähnlichem Elend herausgerissen hatte.

Diese Worte verfehlten am Ende nicht, Gallardo zu beruhigen. Die Erinnerung an die frühere Eingeschränktheit machte ihn duldsam gegen die arme Frau. Schön. Die Einäugige mag bleiben, und es komme, wie Gott wolle.

Und indem er fast rückwärts ging, um das gesüchtete Auge, den bösen Blick jenes Weibes nicht von neuem zu sehen, durchschritt er den Hof und zog sich in sein Arbeitszimmer zurück, das an den Vorhof stieß.

Die weißen Wände bis Manneshöhe von Jagenceplatten befeht, waren mit Plakaten von Stiergefechten geschmückt, die auf Seide von verschiedenen Farben gedruckt waren. Diplome mit schön verzierten Titelföpfen wohlthätiger Gesellschaften erinnerten an die Stiergefechte, bei denen Gallardo unentgeltlich zu Gunsten der Armen mitgewirkt hatte. Unzählige Bilder des Stierkämpfers, aufrecht, sitzend, mit ausgebreitetem Mantel oder zum Stoß ausholend, zeugten von der Sorgfalt, mit der die Zeitungen die Bewegungen und die verschiedenen Haltungen des großen Mannes wiedergaben. Ueber der Türe befand sich ein Bild Carmens in weißem Schleier, der das Dunkel ihrer Augen noch mehr hervorhob, und mit einem Strauß von Nelken im schwarzen Haar. An der entgegengesetzten Wand, über dem Sessel des Schreibtisches, schien der riesige Kopf eines schwarzen Stieres über den geordneten Zustand des Zimmers den Vorstoß zu führen. Seine Augen waren von Glas, das Maul glänzend gefirnigt, und ein Flecken von weißen Haaren war an der Stirn zu sehen. Den Kopf zierte ein gewaltiges Hörnerpaar mit seinen Spitzen, hell wie Elfenbein an der Wurzel und nach und nach in Dunkel bis zur Tintenfarbe an den scharfen Enden übergehend. Der Picador Potage erging sich in poetischen Vergleichen beim Anblick der enormen Hörner jenes Tieres, die so groß waren und so weit auseinander standen, daß ein Fink auf der Spitze des einen singen konnte, ohne auf der anderen gehört zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ausstellung der Sezession.

II.

Von Heinrich Hübnert sind schöne, farbenfrohe, aber sehr beherrschte Interieurs vorhanden. Man sieht allerdings, wie diese gefühlsvolle Korrektheit doch wieder die bei den übrigen erfrischende Unmittelbarkeit ausschließt (127, 128, 129).

Das Bild *Vondys* (22) *Pédicure*, ein sehr schöner Akt in einer trotz der Seltsamkeit nicht un schönen Haltung, ist ein Zwitter zwischen Zeichnung und Malerei und wirkt so direkt unangenehm. Nirgends merkte man mehr, wie wenig diese Techniken zusammengehören. Nicht entfernt geht die Figur in dem Zimmer auf, wie dies in der Natur der Fall ist; dafür enthält das Werk jene leicht pathetische formale Schönheit der Ingres-Schüler.

Niesig frisch, treu und ausdrucksvoll ist das Spreebild Philipp *Frands* (53 Alt-Berlin). Es sind überhaupt noch eine Reihe Stadtbilder vorhanden, wie die guten Charlottenburger Landschaften *Werner Hoffmanns*, „Schloßgarten“ und „Spree“ (124, 125), doch unterscheidet sich dieses eben durch den Grad der Reizung, mit der der Maler sich dem stillen Natur zuwendet — die Leidenschaft. Seine Farben treffen nicht nur den Ton und die Lichtverhältnisse, sondern drücken auch den Charakter, die Stimmung des Dargestellten aus.

Nicht angenehm wirken auch trotz ihrer Schlichtheit die Landschaften *Pottiners*. Im „Rahn im Rohr“ (203) ist die etwas nüchterne Farbe der märkischen Landschaft gut getroffen. Die „Sonnige Veranda“ (205) ist voll Leben und Schönheit, trotz der Unscheinbarkeit des Vorwurfs.

Klemms „Eisplatz“ (147) und „Eis schneiden“, beide stark dekorativ-fähig gemalt, sind doch zugleich im Ausdruck recht kräftig und vertieft. Dagegen fällt bei den Landschaften *Paul Baums* allmählich, trotz der interessanten Wirkung der Farbteilung, eine gewisse Banalität in der Wahl der Landschaften auf.

Pankol gibt sich in seinen Porträts (199, 200) ganz als Kunstgeverbler, der mit größerem Verständnis die anscheinend selbst entworfenen schönen bunten Vorhänge und Deden malt, als die hineingehörigen Leute. Das Bild des Abgeordneten *Haußmann* erschöpft mindestens nicht die Persönlichkeit, dafür scheint ihm der vornehme Durchschnittsmensch (199) mehr zu liegen.

Deutsche Landschaften ohne fatbige Durchdringung, aber dafür sehr gehalten sind wieder von *Volkmann* (270 Berggruppe, 271 Erntereifes Kornfeld) von *Piehsch*, (201, 202 Harlandschaft) und von dem verstorbenen *Otto Reiniger* (206—211) ausgestellt.

Einen Ansat zum vertieften Porträt bildet das Bildnis *Max Reinhardt* (15) von *Verneis*. Wieviel stärker ist hier, obgleich der Dargestellte, wie der *Haußmann* *Pankols* nicht durch das Auge in direkten Kontakt mit dem Beschauer tritt, ohne jenen Aufwand

an Kleinarbeit, in großen Linien und wenigen Farben ein ganz besonderer Mensch gekennzeichnet.

Nach derselben Seite, nur allmählich recht doktrinär und wie erstarrt in den einmal gefundenen Ausdrucksformeln, wenden sich auch *Hobler*, *Munch* und *Matisse*.

Gemeinsam ist den dreien, daß sie durch die Mittel der Farbe und einer ganz auf den Zweck hin verstärkten Form sehr komplizierte innere Vorstellungen hervorzuheben suchen, Vorstellungen, die wir in der Regel in das Unterbewußtsein legen. Im Bilde 179 malt *Munch* nicht bestimmte Krankenpflegerinnen, sondern sucht das eigene peinliche Unlustgefühl, das mit dem Anblick von Krankenhäusern verbunden ist, zu erwecken, wie er in den „Badenden Männern“ (180) den Eindruck der Zerissenheit und Disharmonie des Naturbildes zu erhalten wünscht, wie er früher das „Schreien“ in der Natur radierte.

Sehr nahe steht ihm der Pariser *Matisse*, der nur zur Wiedergabe seiner „Gesichte“ und nicht minder qualvollen Eindrücke die Farben absichtlich und zielvoll so grell im „Mädchen mit der Rahe“ (166), oder so stark betäubend im „Knaben in Landschaft“ (165) mißbenutzt. Wie auch *Hobler* gibt er nur das, was zu dem Hervorbringen des Eindrucks nötig ist; und in einer Form, die jede Ablenkung auf nebensächliche Details unmöglich macht.

Bei *Hobler* ist im „Mäher“ (121) und im „Holzhauer“ (122) das Unterstreichen und Herausarbeiten zum gewollten Eindruck besonders leicht wahrnehmbar. Ist bei diesen beiden Bildern das Vorzeigen, Mitwirken des Muskelgerüsts wesentlich und sinnvoll, so wirkt dieses Mittel im „Bild ins Thal“ (123) bereits maniert.

In dem großen dekorativen Bild, das nachträglich der Ausstellung eingefügt worden ist, strebt *Hobler* durch die Verbindung einer Reihe von Figuren in bestimmten Haltungen entsprechende rhythmische Vorstellungen an und will damit wieder das „Aufsteigen des Tages“ und ähnliche Vorgangsreihen zusammenzufassen, ebenfalls wie *Matisse* durch eine strenge Unterordnung, Starrheit der einzelnen, die Aufmerksamkeit auf seine Idee hinzwängen. Sind diese drei zugleich nicht minder kraftvoll im Erfassen der Farbe, so wirkt *Ludwig v. Hofmann* mit seinem ammutigen Reigen bedeutend schwächer und vor allem unwirklicher (126). Seine Mädchen scheinen Schemen auch an innerer Lebenskraft.

Sehr schön in erster Reihe wirkt auch das Bauernporträt von *Hobler* (ohne Nummer), das den Wunsch erweckt, eine größere Reihe seiner Porträts kennen zu lernen, zumal unsere Bildniskunst nach wie vor sehr im Argen liegt.

Von *Thomas* ist eine seiner zarten, schön geschwungenen Mittelgebirgslandschaften in der ihm eigenen, innigen Durcharbeitung, die hier Besetzung bedeutet, vorhanden (238, Hochsommerwollen). Nicht gar zu ferne steht ihm als Landschaftler *Thomas Theodor Heine* in seiner „Jdyll“ (107a).

Wedmann zeigt in der „Ausgiehung des heiligen Geistes“ (10) nicht nur als Folge seiner großen Altkompositionen eine große Zuverlässigkeit in der Aufstellung seiner Menschen, es kommt diesmal auch zum Geständnis eines nicht minder stark disziplinierten Farbensinnes. Entwickelt er sich auch kaum nach dieser Seite, da er sich einzig der großen Darstellung zuwendet, ohne sie eigentlich ausfüllen zu können, so gab ihm doch auch das nur vorübergehende Zusammengehen mit den reinen Impressionisten einen erheblichen Grad Freiheit in der Farbgebung.

Besonders erfreulich wirkt diesmal *Brochhusen* mit den beiden intensiv gesehenen Hafenbildern aus *Nieuport* (32, 33). Man möchte in ihnen abermals einen Beweis sehen, wie sehr die märkische Landschaft unsere Farben durch ihren stillen Charakter dämpft, denn sowohl die früheren Arbeiten *Brochhusens* als auch die diesmal ausgestellten märkischen Bilder wirken nicht im Ton, wohl aber in der Kraft der Farben stiller — eben weil diese „Stille“ in unserer Landschaft liegt.

Schließlich sind *Kurt Herrmann* und *Hans Weid* als charakteristische und aussichtsvolle Vertreter der rein malerischen Formgebung zu beachten. *Herrmann* (112 *Fliederblüte im Park des Schlosses Welbedere* bei Weimar, 113 *Schloß Welbedere*, 114 *Früchte*) setzt lediglich *Monet* fort, unter besonderer Bemühung um Vereinfachung, Zusammenfassung auf das notwendigste in der Farbe.

Es gibt von jedem Gegenstande, sowohl in der Form als auch nach der Farbe gleichsam „Drempunkte“, die uns die Vorstellung des Ganzen geben. Die Farbe selbst ganz zu fassen und auf kürzestem Wege damit den Gegenstand erschöpfend zu charakterisieren, das wäre die nunmehr erstrebte Aufgabe der neueren Malerei, die mit der Impression anfing. *Hans Weid* (im Hauptaal, 167 *Venusberg*, 168 *Der verlorene Sohn*, 169 *Frauen am See*) lenkt allerdings in diesen schönen Bildern durch den Reichtum seiner Phantasie und das an *Elvög* erinnernde Temperament von seiner Technik etwas ab. Auch kann er lediglich als Beispiel gelten, wie man nur mit Farbe einen lebendigeren, fließenderen Vortrag erhält, weder von Knappheit noch Dekonomie der Farbe kann die Rede sein.

Kommen wir nun zu den drei Sonderkollektionen, so werden wir *Erübner* als den Stärksten und Wertvollsten an erster Stelle nennen, auch wenn *Born* im Moment mehr zu geben scheint und *Sabermann* der lebhaftere ist.

Was den *Erübner*-Saal so besonders macht, ist das starke Gefühl der Sammlung, der Konzentration, der Erinnerung. Dabei ist *Erübner* sehr lebhaft, noch reich an gefaltender Phantasie. Seine Größe ist eben neben einer imponierenden Technik der Ernst der Darstellung, die starke Liebe zu seiner Arbeit. Dazu allerdings

fühlen wir uns bei ihm auf sicherem Boden, da er nie ohne inneres Bedürfnis, ohne Empfinden malt, und die großen Meister der Vergangenheit durch seine gehaltenen Farben durchscheinen.

Die „Blondine mit Boa“ (252) sowie der Studentkopf mit grünem Hut (265) erinnern an die Beziehung zu Leibl und die gemeinsamen Vorbilder: die Niederländer. Im „Offiziersbildnis mit Helm“ (266) und im „Alten Mann mit Bart“ (264) ist sein Besonderes, durch Geschmack und Geschlossenheit starke Farben zu bändigen, ersichtlich. Seine Kraft und Festigkeit des Baues zeigt wohl der „Kappe“ (267) am prächtigsten. In den Landschaften treten die Grenzen seiner Neigungen in der häufigen Wiederholung der Farbtöne und Art der Landschaft hervor.

Viel anregender, vielseitiger, aber nicht entfernt so bedeutend wirkt die Kollektion Zorn. Von der ruhigen Vornehmheit Trübners treten wir in blendende Anruhe des Lebens mit glänzenden Lichtern, interessanten Ausblicken, flüchtigen Einblicken in ein Menschenherz, aber das versinkt ebenso schnell wieder.

Interessant und anregend sind alle seine Bilder, viele streifen nahezu die Grenze des Bedeutenden, wenn auch nie des Großen. Daran hindert ihn anscheinend die Freude am Glänzenden, Momentanen, das durch flüchtige Regungen eines tieferen Empfindens nur wenig vertieft wird, doch aber genug, um ihn über die „Kun-Virtuosen“ zu stellen, zu denen er sonst gezählt werden mißte.

Seine sorglose Naturfreude und herzliche Farbengebung sind in dem Aquarell „Eine Premiere“ (287), das in glänzend beobachteter Haltung Mutter und Kind im Wasser darstellt, wie in der „Kari“ (301) und im Bauernmädchen „Im Fenster“ (298) am besten ersichtlich. Das Bild des Schwedenkönigs (291) ist ebenso wie das des Herrn Olson (297) nicht nur mit großer Bravour, auch mit guter, geschickter Charakteristik gemalt. Dennoch wirken beide Bilder insolge einer zu breiten, flüchtigen Arbeitsmethode auf die Dauer flach. — Im „Meister Schmied“ (296) erinnert er sehr stark an Menzel. — Von seiner bedeutenden Beobachtungsgabe spricht der „Markt in Mora“, in dem der gut hingeworfene müde Burche wieder eminent an Menzel erinnert. Auch das interessante „Kirchenhaus“ zeigt eine mit der dieses Meisters verwandten Beobachtungsart, nur bei Zorn auch auf die Farbe ausgedehnt.

Habermanns Bilder haben vorzüglich historisches Interesse, da auch dieser Maler, wie schließlich auch Zorn, nach der Art seiner Interessen, zu sehr in der Gegenwart aufging, um über diese hinaus zu wirken — es sei denn als Anreger. Auch Habermanns Bedeutung liegt fast ausschließlich in einer allerdings oft verblüffenden manuellen Geschicklichkeit. Eine Reihe früher Arbeiten zeigen noch den ersten, konzentrierenden Einfluß größerer Vorbilder (Ein alter Spanier (68). Die weiblichen Bildnisse mit rotem Barett 66 und 66a), sowie trotz der Kraft zusammengehaltene Farben. Das Porträt des Mannes mit Bart (71a) mit den breiten Pinselstrichen des Franz Hals charakterisiert sein Suchen nach der ihm liegenden Technik. — In der „Dame in Grün“ (72) erkennen wir den früheren Lenbach und Kaulbach wieder, bis er zu der späteren energischen, lebhaften Farbensprache kam, die den zahlreichen weiblichen Porträts eine ganz eigene Note gibt. Er brachte die „Bewegung“ zur Erweiterung zur Charakteristik in das Porträt. Das Damenbildnis (91) aus neuerer Zeit zeigt eine außerordentliche Geschicklichkeit auch in der Farbe, aber nicht ohne materielle Gärten, wie sie Trübner unmöglich sind. Eine gewisse Neugierigkeit seiner Kunst mit der Zorns finden wir im Bild der „Mutter des Künstlers“ (94) weniger in der Farbe, die hier etwas stumpf ist, als in dem heiteren Ernst der Auffassung der Natur, als Mittel zum Leben handwerklicher Geschicklichkeit.

Die Plastik ist nicht ganz so schön und bedeutend vertreten, wie im Vorjahre, dokumentiert dafür abermals ein Fortschreiten im freien Gestalten natürlicher Bewegungen und Vorgänge.

Dem ersten, schönen Brunnen Gauls vom Vorjahre ist der zierliche Brunnen Peterschs (332) gefolgt.

Eigenartig ist Parlauchs Verferler (307) aus Holz, der rohe Leidenschaft und Mut sehr gut durch die Bewegung andrückt.

Der „Affe“ (336) von Scheibe in Kalkstein modelliert, ist in der Haltung typisch und gleichzeitig sehr ausdrucksvoll und einfach, eine Verbindung von Eigenschaften, die trotz des geringen räumlichen Umfangs „monumental“ genannt werden könnte.

Groß und schön wirkt auch die „Schlafende“ von Engelmann (309).

Kleinlicher, penibler sind sowohl der männliche Akt „Am Pöller“ von Nikolaus Friedrich, wie die „Schlafenden Kinder“ von Tina Gaim (313). Wir dürfen gerade vor dem letzteren feingearbeiteten Werk nicht vergessen, in der Beurteilung das stets beim Anblick des Schlafs eintretende Gefühl der Nüchternheit zu berücksichtigen, um nicht dieses schönen Gefühls halber die Arbeit zu überschätzen. Dadurch kämen die zu kurz, die bei größerem Können weniger rührende Wortwürfe wählen.

Als Veruch, selbst herzlich unbedeutende Vorgänge plastisch zu gestalten, ist die „Zwiesprache“ von Hans Schmidt (337) gelungen, ebenso die nicht sehr gewählten, aber belebten Arbeiten Koles (319, 320, 321.)

Eigentliche Beseelung des spröden Materials finden wir im „Stehenden Jüngling“ von Maillet (326), in „Mutter und Kind“ von Franz Lohr (325), im „Gehenden Mädchen“ von Haller (314).

Sehr korrekt und fein gezeichnet sind die Porträtbüsten von Klimisch (318 und 318), als Bewegungsstudien die kleine Arbeit

von Alara Siewert; „Der Kampf um das Gewand“ bemerkenswert. Kruse-Liezenburgs Weib als „Typ des 20. Jahrhunderts“ (322a) mehr der schönen Arbeit, als des angehängten Titels wegen von Interesse.

Im ganzen summieren sich die Eindrücke dieser Ausstellung dahin, daß eher ein Jubel als ein Juvenig handwerklicher Grundlage Ursache ist, wenn trotz angestrengter Versuche und großer Anläge so wenig fortztreibende Gestaltungskraft und unbewaschene Eigenart hervortritt. Ob man auf dem richtigen Wege ist, der sich endlich stärker regenden freien Schaffenslust, auch wenn sie vor dem Urbild aller menschlichen Künste, der Natur, direkt anfängt, — erneut das abgelegte Joch des Handwerks aufzulegen — mag die nahe Zukunft lehren.

Die gleichbleibende Erdenstübere anderer großer Kunst-Ausstellungen sollte, auch auf die Gefahr hin, daß die Künstler Um- und Irrwege einschlagen, uns ein für allemal einprägen, daß für diese nur aus unbegrenztem eigenen Suchen und Mähen eine starke, eigenartige Kunst entstehen kann, die ihre Kraft einzig auf Durchdringung und Beseelung des Gesehenen richtet.

Wehr als es bisher in der Sezession beherrigt wurde, werden die „Neuen“ an das Wort Multatulis denken: „Trachtet danach vor allem, Ihr Kunstdehnten, Euch des Inhalts zu bemächtigen — die Form wird Euch dann von selbst zufallen.“

Dann aber werden wird nicht nur Kraft der Farbe, Freiheit der Stoffe, sondern auch Vertiefung des Sehens erleben und damit wahre „Kunst“.

Paul Gangolf.

floras Pfingstschmuck.

Von C. Schenkling.

„Pfingsten, das liebeliche Fest ist gekommen“....

Wie für alle Zeiten des Jahres hält die Göttin Flora auch für das Frühlingsfest Pfingsten ihre herrlichen Gaben bereit und bietet sie uns Menschenkindern im lieblichsten Schmude dar, im Schmude des Pfingstbaumes, der Birke. Sieh ihn an, den schlanken Baum, wie herrlich er dasteht in seinem herrlichen Blätterjchmude! Er ist der erste, der sich unter seinen Geschwistern eines grünen Kleides erfreut und hat dieses schon angelegt, ehe noch die Buche ihre Blättchen bis zur Hälfte hervorgetrieben und der frühblühende Haselnußstrauch seine Knospenhüllen gesprengt hat. Lustig spielen die jungen Blätter im Strahle der warmen Frühlingssonne und lispeln vor Frühlingslust und Frühlingsmonne. So wurde die Birke dem Menschen ein Zeichen des Erwachens des geliebten Waldes, und fleißig späht er nach ihren schlanken Zweigen, um zum Pfingstfest sein Haus damit zu schmücken.

Wie schlank und schön gerundet strebt der Stamm der Birke empor und wie grazios neigt er sich nach einer Seite hin! Weit hin schimmert seine weiße, leicht ablösbare Rinde, die der Naturforscher als Peridermschicht bezeichnet und die bei der Birke ganz außerordentlich entwickelt ist, wenn sie auch keinem Baume fehlt. Ueber dem Stamme breitet sich jungfräulich in schlantgewachsenen, herabhängenden und hellgrün belaubten Zweigen und Zweiglein die Krone aus. Im Vergleich zu anderen Bäumen, z. B. der Eiche, Buche und Linde erscheinen die Zweige fast dünn belaubt. Der Grund für diese schwächere Belaubung liegt darin, daß die Blätter einzeln und entfernt am Zweige sitzen, während sie bei anderen Waldbäumen dicht zusammen stehen. Sie sind am Rande gezähnt und mehr oder weniger mit einer klebrigen, wohlriechenden Harzsubstanz überzogen, die ihnen den angenehmen, frischen Duft verleiht, der besonders bei der sogenannten Buchbirke oder wohlriechenden Birke wahrnehmbar ist.

Betrachten wir jetzt aufmerksam die Blütenläschen, die an den Spitzen der feinen, herabhängenden Zweige sitzen, so können wir uns schwer zwei Arten unterscheiden: Staubblüten und Samenblüten. Jene haben bereits im Herbst des vergangenen Jahres ihr Blütenleben begonnen, im dicken Schuppenleide der Rinde des Winters getrotzt und mit Beginn des Frühlings ihre Entfaltung zum Abschluß gebracht. Diese Blüten sind männlichen Geschlechts. Anders ist es bei den weiblichen, den Samenblüten. Sie zeigen sich erst zu Pfingsten. Dann sprengen auch die meist paarweise stehenden Staubblüten ihren Panzer vollständig und streuen den befruchtenden Samen aus. Bienen und andere Insekten tragen ihn auf die Samenblüten, die aus langen Blütenstücken bestehen, wo er sich allmählich zu Fruchtkörpern, nämlich zu winzigen Nüßchen umbildet. Diese Nüßchen tragen an ihrem länglichrunden Körper beiderseits hautartige Flügel, vermöge derer sie vom Winde aufgehoben und oft weite Strecken fortgeführt werden. Aus ihnen entwickeln sich dann jene Birkenstämmchen, die auf unzugänglichen Felsen, auf Kirchturmpfeilern und auf dem Mauerwerk alter Burgen im lauen Abendwinde hin und her schaukeln.

Wegen ihrer zeitigen Entwicklung im Frühjahr erfreut sich die Birke einer weiten geographischen Verbreitung und ist überhaupt der am weitesten nach Norden gehende Baum Europas. Aber man findet die gemeine Weißbirke nicht nur über unserm Kontinent verbreitet, sondern auch im Norden von Asien und Amerika, und ihre eigentliche Heimat ist zwischen dem 60. und 70. Breitengrade zu suchen. Doch grünt sie selbst noch unter dem 71. Breitengrade, also dicht am Nordpol, während die artischen Grenzen der Buche sich schon im südlichsten Norwegen finden, die der Eiche unter dem 64. und die der Kiefer unter dem 70. Breitengrade, Birken-

malungen dagegen gibt es noch im nördlichsten Teile Norwegens, am Jakobsflusse, da, wo die Grenzen von Norwegen, Schweden und Finnland zusammenstoßen. Selbst auf dem fast unwirtlichen Inseln gedeiht Floras Pfingstschmuck noch, allerdings in Miniaturausgaben, der Zwergbirke und der niedrigen Birke. Obwohl beide nur die Höhe unserer Haselnußsträucher erreichen, sind sie doch neben der etwa 5 Meter hohen Eberesche die einzigen baumartigen Gewächse auf dem Eilande. Wenn man also den berühmten Birkenwald von Sauls als eine ganz seltene Erscheinung bezeichnet, so ist dies wohl gerechtfertigt, wenn man sich darunter auch nichts anderes als ein Birkengebüsch vorstellen darf.

Vorklands aber wird der Birke eine fast an Verehrung grenzende Huldigung zuteil. Was uns Eiche und Linde sind, das ist dem Nordländer die Birke. Das hat aber mancherlei Gründe. Den Bewohnern jener Länder ist nämlich der Baum ein Wohltäter, der Sommer und Winter seinen Segen spendet. Viele Geräte und Werkzeuge der arktischen Bewohner sind aus Teilen der Birke hergestellt, wie die Dächer ihrer Häuser mit Birkenrinde gedeckt sind. Zur Frühlingszeit, am Pfingstfeste, zieht deshalb alt und jung in den geliebten Birkenwald. Mit seinem jungen Grün geschmückt, feiert man unter Gesang, Spiel und Tanz das Frühlingsfest, und in den Sagen und Liedern jener Völker spielt die Birke eine große Rolle.

Aber auch bei uns wird die Birke vielfach gefeiert. Häuser und Kirchen werden mit ihrem frischen Grün am Pfingsttage geschmückt, und wo die „Maie“ fehlt, da fehlt die rechte Freude am Pfingstfest.

In der „guten alten Zeit“ spielte bekanntlich die Birkenrute eine erzieherische Rolle. In einem Gedicht des 16. Jahrhunderts heißt es z. B.:

„Grüß dich, du edles Reife,
Dein' Frucht ist Goldes wert,
Der jungen Kinder Weise,
Du machst sie fromm und gelehrt!“

In einem Liede von Alexander Held liest man:

„Ein Biedermann soll in sein' Haus
Des Brotes viel lieber ermangeln,
Denn daß die Rute sei drauß . . .“

Und noch heute soll es Erzieher geben, die sich ohne die Rute in ihrem Werk wie gelähmt fühlen, noch immer gibt es leider Mütter, die ihr Haus nicht in Ordnung glauben, wenn die Rute nicht als warnendes Gespenst hinter dem Spiegel steht.

Auch im Sprichwort kommt die Maie vor. „Nach den Maien zählen die Anbeter“ und „Keine Maie, keinen Liebsten!“ Wem wäre der in den Gebirgsgegenden Thüringens und im Harz herrschende Brauch, daß die Burschen ihrem „Mädchen“ in der Pfingstnacht eine Maie vor die Tür pflanzen, unbekannt geblieben? Singt nicht der Dichter:

„Einst holten wir Bursche die Birke voll Mut
Und zogen zum Dorfe, die Maien am Out.
Da traten die Mägdelein aus jeglichem Haus,
Da lachtest Du, Herzlieb, verstoßen heraus. . .“

Doch auch der praktisch zu verwertenden Eigenschaften des Baumes sei Erwähnung getan. Die Rinde wird zu Tabaksböden, Birkenhörnern und dergleichen verarbeitet. In Schweden und auf Island deckt man, wie schon erwähnt, auch Häuser damit; in Pommern werden Körbe und Schuhe daraus verfertigt, und in Rußland verwendet man sie zum Gerben des Fuchtelleders. Das Holz dient als Brennmaterial, eignet sich aber auch zur Anfertigung von Löffeln, Mulden, Holzschuhen, Trinkbechern usw. Aus den Masten werden Pfeifenköpfe und Tabaksböden geschnitten, und die Zweige bindet man zu Besen. Das Stangenholz liefert Fahreisen und der Ruz dient zu Drüderschwärze. Der Birkenfäule, das sogenannte Birkenwasser, das man durch Anbohren der Stämme im Frühjahr gewinnt und das viel Traubenzucker enthält, gibt Birkenwein und Birkenbier. Endlich ist das Laub ein gesundes Futter für Schafe, während die Blütenknospen der Birke- und Auerhähnen Lederbissen sind. Aus den Blättern wird übrigens auch durch Mischung mit Alaun eine grüne Farbe, das Schüttgrün, gewonnen und aus einer Vermischung mit Kreide das Schüttgelb. Die Finnländer wissen aus den Blütenknospen einen nicht unangenehm schmeckenden Tee zu bereiten.

Kleines feuilleton.

Völkertunde.

Estimoloben. Nördlich von Upernivik hausen an der Westküste Grönlands die Polarésimos. Sie sind, wie Christian Ledén in seinen Uraniaforträgen ausführt, mit unjüdischer „Zivilisation“ tatsächlich noch nicht in Berührung gekommen und stellen ein soziologisches Phänomen dar. Eine märchenhafte Erfüllung des kommunistischen Ideals. Allerdings nur im Kleinen; denn es sind nur etwa 240 Menschen, die dort oben weit zerstreut wohnen, wo Tag und Nacht ein ganzes Jahr ausmachen. Und unter dem eisernen Zwang einer unsagbaren kargen und gewalttätigen Natur. Diese Leute sind Heroen aus der Vorgeschiede. Mit einem Stein oder höchstens einer Harpune geht der einzelne Mann auf den Eislären los, dessen Fell er braucht, um nicht selber zu erfrieren. Aus Fellen baut er die Sommerzelte, wenn er die

Steinhöhlen und Schneehütten des Winters verlassen kann. Aus Fellen spannt er sein Einsigerboot (Najaf), in dem er mit der Gefahr des Seilkäuzers durch die eiskalten Bogen des Fjords balanziert und schließlich einen zeitigen Tod findet, wenn er den Franken des Wärens entrann. Geld und alle Schätze der Erde sind für ihn nichtig. Eigentum, Diebstahl, Mord sind ihm unbekannt Begriffe. Erst der Europäer, der hinkommt, tagiert den Klaukschpel, den er am Leibe trägt, auf den Wert von 1500 R. Der größere Fang des einen wird redlich mit den anderen geteilt; denn gegenseitige Hilfe ist das selbstverständliche Grundprinzip dieses Daseins. Einmal war ein Lügner unter ihnen, offenbar ein Spiel der Natur, ein degeneriertes Zufallsprodukt. Da beschloß der Rat der Männer, diesen Schädling zu vernichten. Doch, noch mitten in der Ausführung des Beschlusses, ergriffte man dem Schuldigen die seelische Folter der Erwartung; man behandelte ihn weiter freundlich, und erst im gegebenen Moment stieß ihn der Beauftragte unversehens nieder, wie man ein feindliches Raubtier abtut. Gelangt jemand zu so hohem Alter, daß er sich und den anderen zur Last wird, so führt man ihn auf seinen Wunsch auf eine Klippe und stürzt ihn hinab. Niemand dürfte diesen Freundschaftsdienst verweigern. Auch Kinder, denen die Mutter starb, werden beseitigt; denn in diesem Klima gibt es keinerlei Ersatz für die Muttermilch. Im übrigen kann es kein Volk der Erde geben, das seine Kinder mit mehr Zärtlichkeit umgibt. Der Austausch der Frauen besteht, aber aus sozialer Notwendigkeit. Wenn ein Mann in Begleitung seines Weibes auf größeren Fang ausziehen muß, und sein eigenes Weib zu schwächlich ist, so tauscht er eben mit einem Stammesgenossen, der besser versehen ist. Und wenn das Eheweib einem Gassfreund beigelegt wird, so gilt das als die höchste Ehre, die vergeben werden kann. Die Ehe wird geschlossen auf Grund freiwilliger Zuneigung und dauert meist das ganze Leben über. Bei etwaiger Trennung bleibt doch die Freundschaft erhalten. Auch hier spricht ein Mindestmaß von Schönheit mit. Leben fand ein einziges erwachsenes Mädchen unverheiratet vor; als Grund wurde angegeben, daß sie zu kurze Haare hätte. Durch die Polarnacht, die keine Genuß- und Reizmittel kennt, erschallen ihre einförmigen Liebesweisen, begleitet vom Tod-tod des Tamburins. Wie die phonographische Wiedergabe zeigt, steht ihre Musik auf dem Stadium aller Primitiven. Sie drückt sich mit den denkbar einfachsten Mitteln aus und hat für uns kaum mehr als ein wissenschaftlich-phonetisches Interesse.

A. K.

Hygienisches.

Die gewaschene Luft. Die Versorgung des Menschen mit reinem Trinkwasser hat die Gesundheitspflege als eine ihrer ersten Aufgaben erkannt und auch bereits in einem großen Maßstabe erfüllt. Die Reinigung der Luft, die ganz gewiß nicht weniger nötig ist und vielleicht sogar noch notwendiger, weil man die Luft nicht ebenso wie das Wasser durch Abfließen in einen reinen Zustand überführen kann, hat erst sehr viel später die Aufmerksamkeit und das Nachdenken erregt. Jetzt wird es wohl aber nicht mehr lange dauern, bis man auch diesen Zweck zu erreichen weiß. Die Reinigung der Luft großer Städte ist freilich eine schwierige und nur innerhalb gewisser Grenzen erfüllbare Forderung. Dennoch muß in dieser Hinsicht wenigstens alles nur Mögliche geschehen, um Entladungen großer Massen von Rauch und Staub verschiedener Art in die Luft zu verhüten. Für die Luft im Innern von Gebäuden läßt sich aber mehr tun, und man stellt heute an eine gute Ventilation den Anspruch, daß sie nicht nur die verdorbene Luft der Innenräume durch neue von außen her ersetzt, sondern daß diese neue Luft vorher gereinigt wird. Die Schlagworte, die ein solches Verfahren kennzeichnen, heißen Luftentstaubung und Luftwäsche. Der „Gesundheitsingenieur“ veröffentlicht jetzt eine Abhandlung über die neuesten Fortschritte in dieser Richtung. Um den Staub aus der von außen zutretenden Luft zu entfernen, ist schon eine ganze Reihe von Vorrichtungen empfohlen worden. Am nächsten liegt der Gebrauch von trockenen Filtern, die entweder aus Draht oder aus irgend einem zweckmäßigen Gewebe bestehen und dazu bestimmt sind, den Staub zurückzufallen. Ihre Anwendung stößt aber deshalb auf Schwierigkeiten, weil sie immer wieder gereinigt werden müssen. Man hat dann versucht, eine solche Reinigung der Luftfilter derart zu bewirken, daß man den Staub in hohle Behälter aufsaugt. Einfache Beutel aus Sackleinwand, die häufig an den Anlagen für Luftheizung angebracht werden, sind ganz unnütz, wenn nicht schädlich. Werden für diese Filter zu schwere Stoffe benutzt, so wird wieder der Hauptzweck verfehlt, nämlich überhaupt eine genügende Menge neuer Luft eintreten zu lassen. Ein weiterer Mangel dieser trockenen Filter besteht darin, daß sie nicht imstande sind, die Luft von Gerüchen zu befreien. All diese Bedenken und Mißstände haben dazu geführt, die Aufmerksamkeit auf eine feuchte Reinigung der Luft oder eine eigentliche Luftwäsche zu richten, die auch gleichzeitig dazu benutzt werden kann, den Feuchtigkeitsgehalt der Luft zu regeln. Zwar scheint man über Versuche noch nicht hinaus gekommen zu sein; diese versprechen aber so viel, daß sich ein baldiger Erfolg erwarten läßt. Wenn man erst imstande sein wird, den Innenräumen nicht nur eine genügende Menge frischer Luft, sondern auch wirklich reine Luft auf billige Weise zuzuführen zu lassen, dann wird erst die ganze Technik der Ventilation auf eine Höhe gelangt sein, die eine ungeteilte Anerkennung verdient.